

Ein Reich vieler Nationen

Rückblick auf ein »geeintes« Europa

Von Eberhard Straub

»Unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est«, ein Königreich mit einheitlicher Sprache und vereinheitlichten Gebräuchen ist unreif und zerbrechlich, wie Stephan, der Heilige und König von Ungarn, einst bemerkte. Er sprach damit nur aus, was für das aristokratisch geprägte Europa solange eine Selbstverständlichkeit blieb, bis die Bürger sich zur Nation ernannten und sich anschickten, die eine und unteilbare Nation zum Programm erhebend, allmählich das einzelne, konkrete Leben zu vertilgen, »damit das Abstract des Ganzen sein dürftiges Dasein friste«, wie Friedrich von Schiller, Ehrenbürger der französischen Nation, bitter beobachtete. Gleichheit der Sprache, der Sitten, des Rechtes, der Lebensbedingungen war das praktische Ziel des nationalen Bewußtseins, das sich jeweils gesonderter, ganz uneinheitlicher Räume bemächtigte, um sie zusammenzufassen zu einem »großen Individuum«, in dem ein jeweiliger »Nationalgeist« eine unverwechselbare Gestalt annahm und sich anderen entschieden gegenüberstellte.

Der demokratische Gedanke, der Zwilling des Nationalstaates, muß nach Angleichung des Verschiedenen trachten, nach Homogenität, damit die Menge, das Volk als Souverän überhaupt erkennbar und handlungsfähig ist. Während der aristokratischen Epochen hingegen mußten Besonderheiten, Freiheiten, die gutes, altes Recht waren, geschont werden, weil das aristokratische Prinzip nach der unmittelbar ersichtlichen Unterscheidbarkeit aller gesellschaftlichen Kräfte verlangt. Die Mannigfaltigkeit ist dessen Voraussetzung, also die Selbständigkeit der Stände, Gruppen, Gemeinschaften, Körperschaften, die sich konkurrierend oder einander ergänzend innerhalb eines Ordnungszusammenhangs äußert, der elastisch genug zu bleiben hatte, um den Eigentümlichkeiten, der Vielfalt der Sonderformen angemessenen Spielraum zu überlassen.

Sind in den demokratischen Nationalstaaten Minderheiten darum bemüht, ihre Rechte geltend zu machen, um sich vor dem organisatorischen Zwang zur Angleichung, zur »Einpassung« in ihrem Herkommen widerstrebender Lebensgewohnheiten zu schützen, »Minderheitenschutz« einzuklagen, so ging es während der aristokratischen Epochen hauptsächlich darum, wie die Macht und das Eigenleben der Minderheiten überhaupt koordiniert werden könnten, um eine gewisse Anteilnahme für das zu

wecken, was alle angeht, *quod omnes tangit*, und bestimmten Zielen und Aufgaben als allgemeinen eine wirkungsvolle Anerkennung zu verschaffen zum Vorteil der mannigfachen Partikularitäten voraussetzenden herrschaftlichen Raumordnung. Die Entwicklung von der feudalen Königsherrschaft zum königlichen Staat, wie er dann im 17. Jahrhundert fast überall in Europa zu seinen festem Umriß gelangte, veranschaulicht eindringlich, wie mühselig es war, die verschiedensten Interessen, die berechnete Interessen waren, Rechte ausdrückten und deren Achtung forderten, in Übereinstimmung mit ihnen übergeordneten »Staatszielen« zu bringen, mit einer »Staatsordnung« zu versöhnen, die, um jedem das seine, *suum cuique*, zu garantieren, wie die preußische Maxime lautete, jeden davon überzeugen mußte, daß ihm eben das seine erhalten blieb, selbst wenn er auf sehr charakteristische Eigenheiten verzichtete.

Spätestens im 17. Jahrhundert mochten der staatlichen Autorität, die der Monarch als *lex animata*, als lebendes Gesetz repräsentierte, das freilich mit dem Recht und der Gerechtigkeit durchaus noch in einträchtigem Bündnis stehend betrachtet wurde, eine früher unbekannte Machtfülle zuerkannt und Vollmacht zugestanden worden sein, ihr Ansehen gegen willkürlichen Widerspruch zu behaupten. Doch das bedeutete keineswegs Uniformierung oder Zentralisierung, nicht einmal in Frankreich oder Brandenburg-Preußen, den königlichen Staaten, die gleichsam modellhaft der Idee des königlichen Staates zur Entsprechung in der Realität verhalten. Auch Frankreich und Brandenburg-Preußen begnügten sich damit, bei aller straffen Organisationsfreudigkeit und Verwaltungslust, einige wenige Stützen und Streben der überkommenen, leicht auffälligen Ordnung einzufügen, um deren Stabilität zu sichern, deren Funktionstüchtigkeit. Insgesamt blieben es Staaten, die einem regionalen und sozialen Eigenleben, wie alle übrigen Staaten auch, recht erhebliche, eigenwillige Bewegung zugestanden, zugestehen mußten. Schließlich handelte es sich auch bei den Monarchen, die sich energisch auf die Rechte des Staates beriefen, den sie repräsentierten, um Herrscher, die, vom Ausnahmezustand abgesehen, in dem die Ausnahme und nicht die Norm herrscht, der Verfassung unterworfen waren, all dem Gemenge von gar nicht so leicht zu überschauenden Rechten und Freiheiten, die zu schützen und zu erhalten sie ihren Eid geleistet hatten.

Gehorsam konnten sie nur verlangen, inwieweit sie all diese Besonderheiten achteten, sie vielleicht dann und wann beschnitten, aber nicht grundsätzlich beseitigten, wollten sie sich nicht als Tyrannen zu erkennen geben.

Sie begnügten sich mit der Koordination der gesellschaftlichen Kräfte und hatten zumindest keine Schwierigkeiten damit, daß nicht alle Untertanen die gleiche Sprache redeten, unterschiedliche Rechte besaßen, die

ihnen sogar die Freiheit noch erlaubte, in Loyalitätsverhältnissen, unter Umständen sehr verpflichtender Art, zu anderen Königen oder dem Kaiser zu stehen. Dergleichen war unvermeidlich bei dem Fortwirken historischen Rechtes, mochte man auch bemüht sein, es zu »rationalisieren« und zum Vorteil einer »vernünftigen« Administration »praktikabel« zu machen. Einer mechanisierten Effizienz egalasierender Tendenzen, egalisierend als Rechtsangleichung, stand neben den historischen Rechten und Berechtigungen vor allem das Grundprinzip der aristokratischen Gesellschaften im Wege, das der Ehre, das ein Prinzip der Freiheit war, das der höchste Repräsentant des Staates und der Gesellschaft, selber als Monarch ein Aristokrat, nicht außer Kraft setzen konnte, wollte er nicht das ganze System labiler Gleichgewichtslagen von Kompromissen gefährden, ja umstürzen. Auch der mächtigste König mußte damit rechnen, daß jeder in einer Gesellschaft, die auf dem Prinzip der Ehre beruhte, ihm den Gehorsam anständigerweise verweigern mußte, sobald ein Befehl dieser Ehre zuwiderlief oder den göttlichen Geboten. Was die jeweils persönliche Ehre verletzte, das bestimmte zuletzt der »Ehrenmann«, der Mann, der unter Umständen seine Ehre zu verlieren fürchtete. Das war eine wirksame Schranke gegenüber Unzumutbarkeiten, und die Geschichte Europas ist unter anderem auch die Geschichte solcher, die sich nicht mit dem national-demokratischen Postulat: »wright or wrong – my country« begnügen wollten, sondern sich lieber einen neuen Herrn und eine neue *patria* suchten, um ihre Ehre zu wahren. Die vielleicht strahlendste Figur eines solchen Ritters ohne Fehl und Tadel, der seinen Herrn wechselte, ist Eugenio von Savoy, wie sich der Franzose italienischen Ursprungs schrieb, der in deutsch-kaiserliche Dienste trat und seinen früheren König fürchterlich demütigte, Ludwig XIV. Er ist als edler Ritter für die Deutschen, deren Sprache er nicht beherrschte, zu einem ihrer wenigen, unumstrittenen »Nationalhelden« geworden.

Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, aus Heidelberg kommend, war über ihren entfernten Cousin zwar sehr piquiert, dem großen König, den sie als solchen verehrte, so viel Ungemach bereitet zu haben, aber zugleich ist sie, die eine perfekte französische Dame wurde, eine der besten deutschen Schriftstellerinnen, der Madame de Sevigne sogar auf französisch gar nicht unterlegen.

»Nationale« Fragen stellten sich für den Adel nicht, allerdings Geschmacksfragen, die sehr sittliche, eben ehrenvolle oder entehrende, sein konnten. Deshalb konnte der »gute Geschmack« zu einer gesamteuropäischen Kraft werden, die alle Grenzen, Regionen, Besonderheiten und Absonderlichkeiten überwand und darüber zu einer gemeinsamen Sprache fand, in wie viele Dialekte er auch zerfallen mochte. Eine allgemeine Idee der Schönheit des Betragens, das eine seelische Anmut und Biegsamkeit

verdeutlichte, eine Sittlichkeit, die sich gefällig ausdrückte, ließ erst gar keine Grenzen aufkommen. Wer zu gefallen wußte, war überall daheim, wo andere sich darum sorgten, anderen zu gefallen. Die adlige Welt zog die bürgerlich-handwerkliche in ihre Sphäre, weil Maler und Architekten, Kunstschmiede und Tischler, Dichter und Musiker ihre Ideen und Erwartungen umsetzen sollten, adeligem Ethos den entsprechenden eleganten, weltläufigen Ausdruck zu verleihen hatten.

Das brachte es mit sich, daß in einer Kultur, die von der Latinität und dem Christentum geprägt war, die beide *gentes* und *nationes* kennen, aber sie überwölben, zusammenfassen, und von einem Adel, der über den Kontinent hinweg untereinander sich vermischte und verheiratete, ein supranationaler Stil sich selbstverständlich durchsetzte, mit dem jeder, der sein Glück machen wollte, sich zuvor vertraut machen mußte, um ihn gegebenenfalls weiter zu entwickeln, ihm neue Nuancen hinzuzugewinnen. Mochten auch unter dem Einfluß aristokratischer Bedürfnisse sich nach und nach die »Nationalsprachen« als Literatursprachen herausbilden, eine Konkurrenz der jeweiligen Volkssprachen unterhalb des gemeinsamen Daches des Latein als allgemeiner Bildungssprache entwickeln, so schuf das doch keine »nationalen« Gegensätze. Rasch versuchten die Schriftsteller der anderen Sprache mit Hilfe von Übersetzungen sich den neuesten Modellen anzugleichen, mit Nachahmung der Italiener, der Spanier, der Franzosen, die ihrerseits immer wieder an den allen gemeinsamen Lateinern, von Vergil bis zu den Kirchenvätern und den lateinisch schreibenden Zeitgenossen anknüpften.

Die alte, aristokratische Welt pflegte keinen *international style*, sie hatte ihren eigenen, vornehmen Stil, der von der Nation gänzlich unabhängig war und deshalb sehr lokale Variationen erlaubte. Wer den jeweils vornehmen Stil meisterhaft beherrschte, war überall willkommen, ein Schwabe in Portugal, ein Franzose in Stuttgart, ein Italiener überall. Einer der größten Komponisten, Georg Friedrich Händel, der *caro sassone* für die Venezianer und Römer, vereinigte mühelos alle geschmacklichen Richtungen des adeligen Europa, selbst über religiös motivierte Unterschiede hinweg.

Es ist eine nationale Torheit, sich für das *ancien Régime* eine nationale Kunstgeschichte zu ersinnen, da selbst die jeweilige volkssprachliche Literatur eben nur ein Teil neben der ganz gewöhnlichen, oftmals auch im Geschmackssinne sehr gewöhnlichen lateinischen Literatur ist. Latein war eine lebende, europäische Sprache, die Sprache von der sich unsere europäische Kultur ableitete, die nie vergaß, ein Sekundärphänomen zu sein, sich von Vorstufen abzuleiten, mit denen sie keineswegs unmittelbar verknüpft war. Da heute die erste Generation herangewachsen ist, die nicht einmal über die Kirche mit dem lateinischen Erbe vertraut ist, das erste

Mal in der Geschichte der Europäer eine Generation vorhanden ist, der Latinität vollkommen unvertraut ist, grübelt man unentwegt über eine europäische Identität.

Europa braucht über sich und das, was man heute »Identität« nennt, gar nicht lange nachzudenken. Europa war überall dort, wo der gute Geschmack herrschte, er konnte sich auf spanisch, italienisch, französisch oder auf deutsch äußern. Er war in allen Variationen jeweils vorhanden, von Stockholm bis Palermo, von Petersburg bis Lissabon, weil eine unter sich gemeinschaftliche Gesellschaft, der Adel, die Fernhändler, die Soldaten, sich darum kümmerten, das überall hinzutragen, was ihnen vorbildlich erschien. Natürlich hatten sich mit der Ausbildung der Volkssprachen auch nationale Vorstellungen entwickelt, auch nationales Sendungsbewußtsein, unter der Herrschaft des gerechten jeweiligen Königs alle Welt in Eintracht zu versetzen, einem französischen, spanischen oder deutschen Reich einzugliedern. Doch derartige, von der Dynastie auf den königlichen Staat übertragene Überlegungen blieben in vordemokratischen Zeiten doch weitgehend frei von nationalen Überzeugungen im Sinne einer *levée en masse* für ihre Überzeugungskraft.

Frankreich und Spanien, durchaus als Zivilisationen, die eine gewisse »nationale« Form anstrebten, mochten sich mit einer Schärfe auseinandersetzen, im 17. Jahrhundert, die ziemlich ungewöhnlich war, weil sie sich erstmals in der europäischen Geschichte einem »Kulturkampf« annähernten, wie er erst der demokratischen Epoche ganz geläufig ist. Dennoch, diese beiden frühen Staaten, so heftig sie sich auch auseinandersetzten, vermochten es nicht, die alteuropäischen Übereinkünfte über Geschmack, Ordnung und gute Sitten schon damals außer Kraft zu setzen. Das alle verbindene adelige Ethos war eine allzu große Kraft, das nationale Schwachheiten überwand oder eben nationale Übertreibungen. Außerdem zwang der spanisch-französische Gegensatz alle übrigen Europäer dazu, die damals bei aller geregelten Feindschaft selbstverständlich Ehrenmänner waren, sich zu entscheiden, ob sie nun lieber dem spanischen Reich oder einer französischen Hegemonie sich unterordnen wollten.

Darüber führten die Europäer von 1618 bis 1659 und nach kurzer Unterbrechung weitere dreißig Jahre Krieg. Sie hatten damit beides verhindert. Was man später, im 19. Jahrhundert, die Pentarchie nannte, die gemeinsame Herrschaft der fünf Großmächte, bildete sich damals heraus.

Weder Frankreich noch Spanien waren damals Nationalstaaten, aber sie pflegten gleichsam nationale Mythen, berufen zu sein, der Welt eine Ordnung zu verleihen, sie zusammenzufassen unter ihrer Führung, um eine *pax christiana* zu ermöglichen, unter deren Schutz jeder zu seinem wünschenswertesten Beruf fände, sich dem göttlichen Frieden je auf seine Art anzunähern und ungestört durch unbedachte Egoismen oder Eitelkeiten

die Eintracht aller zu stören. Spanier wie Franzosen waren der Meinung, wie übrigens auch Deutsche und bald schon Russen im späteren Mittelalter, daß Gott gerade ihnen in Aussicht gestellt habe, die unheilvoll gespaltene Welt zu versöhnen, endlich das Reich der Gerechtigkeit zu ermöglichen, in dem jeder unbefangen sich selbst im Schutze des Friedens oder der Freiheit angemessen entwickelt.

Die Freiheit ist ein Ergebnis des Friedens. Darüber brauchten Spanier und Franzosen nicht zu diskutieren, selbst wenn sie sich ununterbrochen vorwarfen, den Frieden zu stören und wenn gerade Franzosen, aber sie nicht allein, den Spaniern vorhielten, die Freiheit zu vernichten, das Frieden zu nennen, was heißt, große Wüsten zu schaffen, die Städte einzuzerschern, die Felder um ihre Frucht zu bringen, dem Menschen sein Seelenheil zu verwirken und ihm darüber es unmöglich zu machen, sich sittlich auszubilden. Die Spanier glaubten, dazu berufen zu sein, gerade wenn sie intelligent waren, die Völker unter ihrer Anleitung zu vereinen, ihnen vielleicht auch mit dem »neuen Latein«, der kastilianischen Sprache als allgemeiner Reichssprache, zu einer »Übereinstimmung der Gemüter« zu verhelfen, überwältigt von der Weite des Reiches, die das vorbildlichste, das römische, in den Schatten stellte.

»Die Universalmonarchie« schien unübersehbar Kastilien oder Spanien verhießen, was alle übrigen Konkurrenten um dies noble Ziel, denn dafür galt es, zumindest enttäuschen mußte, weil sie sich um ihr Hoffnung betrogen sahen, sie heraufzuführen. Die frohe Botschaft, daß gegen Jesus Christus kämpft, der gegen Frankreich kämpft, den französischen König, hatten Spanier wohl vernommen, aber nicht angenommen, da sie nun einmal glauben durften, dazu bestimmt, ausgewählt zu sein, Europa und die Welt friedlich zu ordnen, wie einst ihre Vorfahren, die Römer, und die von ihnen zur Herrschaft in Spanien bestimmten Westgoten, denen verheißen worden war, vom Ende Europas aus, ganz Europa zu ordnen. Das mußte selbstverständlich den gallischen Herkules verstimmen, dessen Beruf es war, die Völker mit der Literatur, den Wissenschaften und Künsten vertraut zu machen, sie zu zivilisieren. War ihm die Chance genommen, die vielen Völker sich anzuschmiegen, dann blieb ihm doch immer noch die Chance, sie an ihre Freiheit zu erinnern, an die gerade in Deutschland mannigfachsten Freiheiten, um gar nicht auf den Gedanken zu kommen, spanisches Servitut mit segensreichem Frieden zu verwechseln.

Der französische König sprach von Freiheit, der Freiheit aller frei Geborenen, der freien Völker. Der spanische sprach vom Frieden, der es jedem ermöglicht, sich zu einem freien Mann auszubilden im Zusammenhang mit seinem Reich, das aus vielen Reichen besteht. Nach dem Römischen Reich, das allmählich auf Regionen begrenzt, dem zum Römischen Kaiser erwählten deutschen König zugewiesen blieb, entwickelte sich das

Reich der Könige Kastiliens, in engster Verbindung mit den Kaisern, zu einem ganz neuen Reich eigenen Rechtes, das vom Umfang her das vorbildlich-klassische weit übertraf. Der kastilianische König, der Katholische, was heißt der allumfassende, allen gemeinsame, sehr mächtig in der Alten Welt, Kaiser in der neuen und Herr der noch gar nicht entdeckten Welten, konnte zum Entsetzen des französischen Königs hier eine Vorherrschaft erreichen, die seit den Tagen Roms ungewöhnlich war.

Diese Vorherrschaft machte offenkundig alle Ansprüche der französischen Könige zunichte, Gefährte Christi im Weltregiment zu sein, die Welt nach ihren Vorstellungen ordnen zu können. Die französischen Monarchen barmten um die europäische Freiheit, um mit der Freiheit wenigstens die eigene Freiheit zurückzugewinnen, nach ihren Vorstellungen, wenigstens in Europa, einen Genossenverband der Völker um sich zu scharen, der dem Ratschlag des immer helfenden französischen Arztes folgt, sich seinen heilsamen Empfehlungen fügt.

Die spanischen Könige waren seit Philipp II. Herren über die gesamte Halbinsel, über ganz Unteritalien, sie waren als Oberhaupt der deutschen Nebenlinie der *casa de Austria* nicht nur Erzherzöge und Miterben am gesamten Familienbesitz, sondern zugleich der mächtigste Reichsstand, Lehnsträger der eigenen Vettern oder Onkeln als Herzog von Burgund und Mailand, um weitere Besitzungen nicht aufzuzählen. Darüber konnten sie in Westeuropa wie in Italien selbständig eingreifen, sofern der Kaiser sie dazu ermächtigte, was er selten unterließ, da die spanischen Könige als Herzoge von Mailand oder Burgund ohnehin die Interessen des Römischen Reiches verteidigten.

Spaniens Königen, die von Karl I. oder Kaiser Karl V. bis zu Karl II. fast zweihundert Jahre weite Teile Europas beherrschten und dem Rest Europas allein durch das Gewicht ihrer Macht lange genug Beschränkungen auferlegten, die erst in den langen Kriegen von 1618 bis 1659, einem ersten Weltkrieg, durchbrochen wurden, der in Brasilien, in Ormuz, in der Karibik wie vor Mantua oder in Belgien und überall in Deutschland seine Schauplätze fand, wurde zumindest von ihren Feinden die Anerkennung versagt, die sie wohl doch verdienten. Denn der Staatenverband der *casa de Austria* war seit dem Untergang des alten Römischen Reiches der ausgedehnteste, den Europa je wieder gesehen, ja ein Bild einer möglichen europäischen Gemeinschaft. Die Spanier waren stolz und klug genug, ihr Reich als eine Gemeinschaft zu verstehen, von der ausgeschlossen zu sein nur Nachteile brächte, weil es jeden Fremden um die Früchte eines Friedens brachte, die Spanien meinte für alle bereit zu halten.

Immerhin konnten Flamen und Wallonen, Italiener und Katalanen, Franzosen und Deutschen ihren Vorteil finden, zu diesem Reich zu gehören oder in dessen Interessensphäre zu leben. Die habsburgischen Könige

dachten nicht daran, ihre verschiedenen Kronländer zu uniformieren, auf ein Recht und eine Sprache zu verpflichten. Sie regierten umständlich in jedem Land auf dessen Weise und achteten sehr genau darauf in ihren Interessensphären, die ihnen nicht unmittelbar unterstanden, vor allem im Reich, dort keinen Anlaß zu Verstimmungen zu geben, der die träge Masse der deutschen Staaten etwa in Aufregung versetzen könne. Nicht einmal die religiösen Verschiedenheiten konnten sie davon abhalten, stets eine Verständigung mit den deutschen Lutheranern zu suchen, weil ein Religionskrieg in Deutschland unmittelbar ihre Monarchie, ihr Reich gefährdete, das auf zwei Säulen ruhte, auf Flandern und Mailand. Beide stürzten, und mit ihr die Monarchie, wie es immer wieder hieß, wenn die Kontrolle über die deutschen Staaten verlorenging, wenn einzelne unter ihnen sich mit Gegnern des Hauses verbündeten, um diesen Mitbestimmung in einem Raum zu gewähren, der ausschließlich dem spanisch-habsburgischen Einfluß vorbehalten bleiben sollte, was meinte, vor allem Franzosen als raumfremde Macht aus deutschen und osteuropäischen Angelegenheiten herauszuhalten.

Die Spanier, weil ein Reichsstand und mit den Kaisern verwandt, verknüpften Räume untereinander zu einem großen Raum, dessen wichtigste Teile möglichst aus allen europäischen Konflikten ausgegrenzt werden sollten. Deutschland und Italien ermöglichten sie darüber eine lange Zeit des Friedens, auch wenn Deutsche und Italiener zuweilen darüber stöhnten, aus unterschiedlichen Gründen, in ihrer Bewegungsfreiheit eingengt zu sein. Dies Konglomerat verschiedenster Herrschaften und Länder ließ sich nur als eine Gemeinschaft aufrecht erhalten, ja zu einer festen Union umbilden, wenn es gelang, allen gemeinsame Aufgaben zu setzen, bei denen jeder seinen Vorteil fand, oder eine gemeinsame Politik zu entwerfen, die es jedem ratsam erscheinen lassen mußte, nicht in offenen Gegensatz zu ihr zu geraten.

Die Kunst der Koordination, auf die Spanien angewiesen war, beherrschten dessen Könige und Diplomaten virtuos. Den eigenen Staatenverband beließen sie als lockeren Verein, aber sie trachteten doch danach, wenigstens in den Kernländern eine »Übereinstimmung der Gemüter« herzustellen, um unter Umständen, was sich im Dreißigjährigen Krieg als wünschenswert erwies, eine Waffenunion der Kronländer zu erreichen, erweitert um eine Liga mit dem Kaiser, den wichtigsten deutschen Staaten, hinübergreifend nach Polen und Rußland. Das römische Beispiel blieb immer gegenwärtig, aus vielen *nationes* und *gentes* eine Interessengemeinschaft zu bilden, die mit Rücksicht auf den allen bekömmlichen Frieden auch den Zögernden von ihrem Vorteil überzeugte. In diesem Sinne sollte der Madrider Hof jeden befähigten »Ausländer« anlocken, zumal kein Untertan des Königs oder des verwandten Kaisers »Ausländer« sein sollte,

wenn er nur loyal dem Hause diene und als treuer Diener die gebührende Anerkennung fand.

Die Zeiten waren vorbei, jedem den Ehrentitel eines *civis Romanus* zu verschaffen, denn Italiener, Flamen und Deutsche mochten doch nicht unbedingt zum *civis hispanus* werden, bedacht auf ihre Eigentümlichkeiten, ja auf ihre Überlegenheiten, die Spanier im übrigen entgegenkommend achtend. Kein europäisches Volk, das einmal eine Zeitlang eine kulturelle Hegemonie ausübte, hat ähnlich großherzig darauf verwiesen, was es den anderen Völkern verdankte. Es konnte so großherzig darauf verweisen, weil Flamen, Italiener und Deutsche im spanischen König auch ihren Herrn und Freund zu schätzen wußten oder ihn eben als solchen schätzen lernen sollten. Doch zumindest Kastilianer, Katalanen und Portugiesen sollten bei aller Rücksicht auf ihre lokalen Vorrechte dahin gelangen, zu »Hispani« zu werden, sich zu hispanisieren, als eine Einheit zu begreifen, die mit ihrer versöhnten Mannigfaltigkeit den anderen als Vorbild diene.

Spaniens Könige dachten nicht daran, Katalanen und Portugiesen zu kastellanisieren, sie wollten sie aber hispanisieren, in einen größeren Zusammenhang bringen, um mit der dort verwirklichten Einigkeit und Eintracht den anderen Völkern einen Anreiz zu geben, sich dieser überzeugenden Übereinstimmung der Gemüter nicht zu versagen.

Es gelang den Spaniern nicht, alle Europäer zu überzeugen. Aber zumindest Italiener und Flamen empörten sich nicht gegen ihre Herrschaft und selbst störrische Lutheraner, als längst Spaniens Vorherrschaft in Europa sich dem Ende zuneigte, hielten es doch für angebracht, die Deutschen daran zu erinnern, lieber auf das spanische Vorbild zu achten, wenn sie sich zum wahren Geschmack zu bilden bemühten, als auf das französische, das zu eng und zu exklusiv war, um allgemein aufmunternd zu wirken. Frankreich mußte sich, umschlossen von den Staaten der *casa de Austria*, wie eine belagerte Festung behaupten. Es gewann darüber eine sehr eigene kulturelle Form, die bald anziehend auf die übrigen Europäer wirkte, die freilich nie ganz vergaßen, daß sie untereinander eine Gemeinschaft selbständigen Reichtums gebildet hatten, sofern sie je zur Gemeinschaft der *casa de Austria* gehörten, die sich der mannigfachsten Traditionen und Geschmacksrichtungen zu ihrem Vorteil und Ruhm bediente.

Die Nation mochte nach und nach alle europäischen Völker als Idee begeistern. Es waren die Franzosen, die allen dazu verhalfen, sich nationalisieren zu wollen, eine nationale Gestalt zu finden, sich zu verbürgerlichen, endlich zu demokratisieren, also zu vereinheitlichen. Aber dennoch gelang es den beiden Völkern, die die längste Zeit ihrer Geschichte keinen nationalen Staat, auch keinen königlichen Staat kannten, den Deutschen und Italiern nicht sonderlich, sich mit einem Nationalstaat zu versöhnen, da

sie nun einmal daran gewöhnt waren, in übernationalen Zusammenhängen ihrem Sonderleben nachzugeben. Die österreichische Monarchie war ein letzter Versuch, viele regionale Besonderheiten auszugleichen zu Gunsten eines gemeinsamen Interesses, vielsprachige Einigkeit und nicht Einheit zu erreichen.

Einigkeit, *concordia*, war das alteuropäische Ziel einer vornationalen, aber auch undemokratischen Gesellschaft. Die Demokratie trachtet nach Einförmigkeit. Das ist bei der Volksherrschaft unvermeidlich, zu der eben ein klar definiertes und erkennbares Volk gehört, ein nationaler Souverän. Deshalb tun sich die nationalisierten, weil demokratisierten Europäer jetzt so schwer, eine Einigkeit unter sich herzustellen, weil die Nation für demokratische Verhältnisse einfach die Voraussetzung bildet. Die Europäer können sich vielleicht international verständigen, aber nicht übernational, weil ihre Souveräne Völker sind und nicht Aristokraten. Aristokraten konnten sich als kleine Gemeinschaft verschwägern, vermischen, ungeachtet der Begehrlichkeiten ihrer *gentes* und *nationes*, der Stämme und Regionen, diese mit ihrem weitläufigen Geschmack weitgehend domestizierend. Völker verschwägern sich nicht, weil zu ihrem Selbstverständnis, seit sie zum Souverän aufstiegen, nationale Eigenart gehört, eine nationale Kultur, die es ja erst gibt, seit die Demokratie sich durchsetzte und sie als Legitimation erfand.

Ein demokratisches Europa kann nur ein Potpourri nationaler Stile sein, die höchstens ein abstrakter Internationalismus entschärft, der vornehmlich bedeutet, die ausgeprägten nationalen Einheiten einer internationalen anzugleichen. Doch wer bestimmt, was international ist und was dem widerspricht? Jeder Europäer beteuert indessen, daß eine europäische Union unvermeidlich sei, daß Europa sich gleichsam als »großes Individuum« zu erkennen geben soll. Aber keiner weiß mehr so recht, wo Europa anfängt und wo es aufhört, was sein geistiger Inhalt sein soll, wenn es nicht nur eine Redensart oder ökonomische Zwangsvorstellung sein soll. Man kann von Subsidiarität und Solidarität sprechen, auch Föderalismus ist zum geläufigen Schlagwort geworden. Aber das alles sind rührende Reminiszenzen an die alte Welt, die ganz selbstverständlich über kulturelle Eliten verfügte, die ihrer *patria* verpflichtet waren und zugleich in weiten Zusammenhängen fühlten und dachten.

Europa gab es, bevor man viel davon redete. Heute sprechen alle von Europa, gar von europäischer Kultur, obschon sie voneinander wenig wissen und noch nicht einmal über eine Umgangssprache verfügen, die jedem geläufig ist. Die *nationes* haben alles getrennt, indem sie jeweils ihre bestimmten Räume untereinander »harmonisierten«, wie man auf deutsch oder mittlerweile auf gut-europäisch Vereinheitlichung nennt. Die Vereinheitlichung widerstrebt den meisten Europäern. Da sie Demokraten sind,

sein müssen, da ihnen keine andere Wahl bleibt, müssen sie nach einer Einheit streben, die unweigerlich eine Angleichung der Lebensverhältnisse erforderlich macht. Sie müssen sich paradoxerweise enteuropäisieren, auf die Erinnerungen an weite lebendige Zusammenhänge verzichten, die ihre Eigentümlichkeit bestimmend prägte, um in dem, was heute Europäer Europa nennen, heimisch zu werden. Das fällt ihnen auch nicht sonderlich schwer, da die geistige Bestimmung des kommenden Europa wenig mit Föderalismus, Subsidiarität und anderen ehrwürdigen Relikten zu tun hat, sondern sich darin erschöpft, französischen Käse mit italienischem Landwein und deutschem Brot bei spanischer Musik im englischen Hochland zu genießen. Die alte Welt kann zu diesen sehr demokratischen Freuden sehr wenig beitragen, höchstens Verstimmungen auslösen, weil Erinnerungen an sogenannten »Bildungsbesitz« die gute Stimmung nur beeinträchtigen.